

Stefan Gaitanides

Lebensweltorientierung der Sozialen Arbeit in der Migrationsgesellschaft

„Die Menschen da abholen, wo sie stehen“. Mit dieser zentralen Handlungsmaxime lebensweltorientierter Sozialer Arbeit leitet LebensWelt sein Leitbild ein.

Der Verfasser möchte mit seinem Beitrag das Paradigma der Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit, das der institutionellen Lebenswelt von LebensWelt den Namen verliehen und seine konzeptionelle Philosophie stark beeinflusst hat, in Erinnerung bringen und seine besondere Eignung für die soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft erläutern.

Als theoretische Begründer und fachpolitischer Impulsgeber einer lebensweltlich orientierten Sozialarbeit/-pädagogik gelten Hans Thiersch, ehemals Professor der Sozialpädagogik an der Uni Tübingen und die an seinem Lehrstuhl hervorgegangene „Tübinger Schule“.

Theoretische Bezüge finden sich bei der Phänomenologie des Philosophen Edmund Husserl, der Soziologie des Alltags (Alfred Schütz 1932) beim Symbolischen Interaktionismus (Peter L. Berger/ Thomas Luckmann 1970) und der „Frankfurter Schule der Kritischen Theorie (v.a. Jürgen Habermas, Theorie des Kommunikativen Handelns 1981).

Der Begriff der „Lebenswelt“ ist der der Phänomenologie Husserls entlehnt. Husserl unterscheidet zwischen objektiver, dinglich gegebener Realität und kulturell vermittelter Bilder der Lebenswelt wie sie im „Horizont“ des Bewusstseins der Subjekte „erscheinen“ (phänomenon=griech.: Erscheinung) und gedeutet wird. Den subjektiven Sinn lebensweltlicher Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster gilt es durch ein hermeneutisches Verfahren zu erforschen und verstehen (Hermeneutik gr.=Auslegungskunst).

Im theoretischen Reflexionsrahmen der heutigen weitgehend etablierten „interpretativen“ Sozialarbeit/-pädagogik“ wurden die Impulse der älteren Phänomenologie aufgegriffen, teils revidiert und weiterentwickelt. Erkenntnismethode bleibt im Grundsatz wie schon bei Husserl das „hermeneutische Sinn-Verstehen“ – die Erschließung und Deutung des subjektiven Sinns von Handeln im lebensweltlichen Kontext – empirisch fundiert durch ethnographische Studien, teilnehmende Beobachtung, narrative Interviews, Gruppendiskussionen und andere Verfahren der qualitativen „interpretativen“ Sozialforschung.

Im Fokus der analytischen „Beobachtung“ und Erkundung der Lebenswelten der Adressaten der Profession stehen individuelle und intersubjektiv geteilte Welt-, Gesellschafts- und Menschenbilder, kognitive Wahrnehmungsweisen, Werte, Normen, Verhaltens- und Problembewältigungsmuster, nationale, regionale, schicht-geschlechts-milieuspezifische, biografische Narrative und Selbstverortungen.

In der Tradition der sozialwissenschaftlicher Gesellschaftstheorie stehend befasst sich die lebensweltorientierte „Tübinger Schule“ stärker als die ältere „subjektivistische“ und zur Verdinglichung von kollektiven kulturellen Mustern neigenden Phänomenologie mit der Dialektik zwischen objektiven Lebenslagen/Lebensläufen und subjektiven Deutungs- und Verarbeitungsmustern (vgl. Oevermann objektive Tiefenhermeneutik 2000).

Lebensweltorientierte soziale Diagnostik in der Sozialarbeit blickt nicht nur auf die Mikroebene des Alltagslebens, sie reflektiert diese auch auf dem Hintergrund struktureller Einflüsse der Mesoebene von Institutionen/Organisationen und der Makroebene der

Sozialstruktur, sowie den dynamischen Aspekt des gesamt-gesellschaftlichen Wandels und auf die Auswirkungen politischer Interventionen auf die Lebenslagen der Adressatinnen – respektive in der Sozialpolitik, der Stadtentwicklungs- und Bildungspolitik. Hierzu gehört auch die Folgenabschätzung intervenierender Politik für die Rahmenbedingungen der Sozialen Arbeit. Aus gesellschaftspolitischer Perspektive widersetzt sich lebensweltlich orientierte Soziale Arbeit der sozialpolitischen Instrumentalisierung durch eine Beschränkung des Mandats auf eine kompensatorische soziale Krisenbewältigungspolitik, die Probleme nur verschiebt und nicht bei den Ursachen ansetzt. Sie positioniert sich zu Fragen der Herstellung sozialer Gerechtigkeit und versteht sich auch als Akteur auf kommunalpolitischer Ebene v.a. im lebensweltnahen Sozialraum. Dieses Selbstverständnis ist anschlussfähig an die berufsethische Positionierung der Sozialen Arbeit als einer „Menschenrechtsprofession“ (Staub-Bernasconi 2007), deren Prinzipien in dem Ethikcode des Deutschen Berufsverbandes für Soziale Arbeit e.V. (DBSH 2015) eingeschrieben sind. Die Aufforderung zur professionsethischen „**Einmischung**“ gehört zum Kanon der Maximen lebensweltorientierter Sozialer Arbeit (Grunwald/Thiersch 2016) – Einmischung auch im Sinne der Beteiligung an gesellschafts-kritischen Diskursen. So hat sich Hans Thiersch von der Zeitdiagnose des Soziologen und Sozialphilosophen Jürgen Habermas inspirieren lassen und dessen These von der ‚Kolonialisierung‘ der Lebenswelt durch das ökonomische, das politische und das rechtliche System (Habermas Theorie des kommunikativen Handelns 1981, B.1, Kap. VI). Die Imperative dieser Systeme würden die Alltagswelten über die Medien Macht, Recht und Geld immer mehr durchdringen (Beispiele: Gentryifizierung, Kommerzialisierung der Freizeit, Bürokratisierung). Die ‚systemische Penetration‘ führe so zu einer Entmündigung kollektiver lebensweltlicher kommunikativer Interaktion und darauf aufbauender zivilgesellschaftlicher demokratischer Öffentlichkeiten. Auch die Soziale Arbeit unterhöhle den autonomen Willensbildungsprozess der Adressatinnen, wenn sie durch Klientifizierung, Bürokratisierung, Spezialisierung und Expertenmacht die Hilfsbedürftigen an die Systemimperative anpasse wodurch der dem lebensweltlichen ihren ‚Eigensinn‘ durch Standardisierung und externe Regulierung austreibe und die Hilfesuchenden von ihrer Hilfe abhängig mache.

Demgegenüber respektiert der lebensweltorientierte Ansatz den **Eigensinn** subjektiver lebensweltlicher Sichten im Beratungs- und Hilfeprozess, die in einem dialogischen Aushandlungsprozess mit den Fachkräften eingebracht werden („Klienten sind die besten Experten ihrer selbst“). Ziel ist die Hilfe zur Selbsthilfe, die Selbstermächtigung (Empowerment). Dies setzt strukturelle Flexibilität und ein ganzheitliches, die Komplexität der Hilfeproblematik und ihres Kontextes berücksichtigendes Konzept voraus, ein **niedrigschwelliges und partizipatives Beratungs- und Hilfe-Setting, Alltagsnähe und Befähigung zur Alltagsbewältigung**.

Soziale Arbeit ist „**sensibel für die Würde von Erfahrungen**, auch unscheinbaren, alltäglicher und schmuddeligen“ aber auch gleichzeitig „skeptisch gegenüber einem naiven Bild von Lebenswelt, als sei sie, wie sie ist, selbstverständlich und gut“ (Thiersch 2002: 36). Thiersch distanziert sich von einer Romantisierung und Überschätzung der Selbsthilfepotenziale. Mit Karel Kosik (1970) kritisiert Thiersch eine Idealisierung der „Pseudo-Konkretheit“ beschränkten Alltagsbewusstseins und problemverschärfender verfestigter Alltagspraxen. Einer beschönigenden konservativen Sicht auf traditionelles Alltagsbewusstsein und davon abgeleiteter Alltagspraxen hält Thiersch den von Adorno geprägten Begriff einer Praxis entgegen die zu einem „**gelingenderen Leben**“ hinführt. Es geht nicht darum, die tradierte Lebenswelt unter Denkmalschutz zu stellen wohl aber darum, erst einmal eine gelingendere Alltagsbewältigung mit Rat und Hilfe zu begleiten. Allerdings bleibt die Transformation eines konservativen Alltagsbewusstseins, das sich in der

„schlechten Realität“ affirmativ oder resignativ eingerichtet hat, erschwert durch strukturelle und sozialpsychologische Barrieren und gesellschaftliche Exklusionserfahrungen.

Die Maxime im Rahmen des Möglichkeitsspielräume der Profession auf das bessere Gelingen eines selbst bestimmten Lebens hin zu wirken ist pragmatischer Ausgangspunkt und zugleich ethisches Regulativ lebensweltorientierter Sozialer Arbeit (Regulativ: ein handlungsleitendes normatives Ziel das nach Kant in der Praxis nur annähernd umgesetzt werden kann).

Lebensweltlich orientierte Beratung und Hilfe setzt in einem *Aushandlungsprozess* mit den Adressat_innen zu allererst an der Bewältigung der Alltagsprobleme und Stärkung der Alltagskompetenz an. Dabei kann es zu Widersprüchen kommen zwischen Eigensinn und fachlichem, rechtlich kodiertem Auftrag. Soziale Arbeit sei nach Thiersch ein einziger „*Spagat*“ *zwischen unauflösbaren Widersprüchen*, „zwischen Hilfe und Kontrolle, Distanz und Nähe, Reflexivität und Pragmatik, Vorgabe und Aushandeln...“ (Thiersch 2002: 198). „Die unterschiedlichen Momente und Akzente müssen in Pro und Kontra ausbuchstabiert und gegeneinander ausgehandelt werden“ (ebd.:193). Dies erfordert ein hohes Maß an Ambiguitätstoleranz der Fachkräfte und praktischer Phantasie: ein Sich-auf-auf -die-Suche-Begeben nach verschütteten Fähigkeiten, ungenutzten Ressourcen und Möglichkeits- Spielräumen für Handlungsoptionen. Dazu gehört auch die Aktivierung sozialer Netzwerke der Verwandtschaft, des Freundeskreises, von Arbeitskolleg_innen, von Nachbarn usw. sowie die Einbeziehung motivierender Bezugspersonen aus dem sozialen Netzwerk, die lebensweltliche Belastungen und Krisen unter ähnlichen Bedingungen vorbildlich bewältigt haben (Key-Persons und Role-Models). Dabei hilfreich ist die Erstellung eines Netzwerkprofils wird durch strukturierte Netzwerkkarten und Genogramme.

Vorrang von Prävention: „Das Gefüge sozialpädagogischer Maßnahmen und Zugänge wird vom Prinzip der Nähe zur Lebenswelt der Adressat_innen her entworfen ... Maßnahmen, die die lebensweltlichen Ressourcen in ihrem Eigensinn stützen und entwickeln, haben Priorität vor denen, die eigene pädagogische und/oder unterstützende Arrangements schaffen und darin die vorhandene Lebenswelt ersetzen -z. B. in der Heimerziehung, der Altenarbeit oder der Behindertenhilfe“ (Grunewald/Thiersch 2016. S.44)

Alltagsnähe kann durch *niedrigschwellige aufsuchende Angebotsstrukturen* hergestellt werden aber auch die stationären Beratungs- und Hilfs- Beratungsinstitutionen müssen *alltagskompatibel* organisiert und qualifiziert sein, sprachlich, zeitlich, örtlich, rechtlich und finanziell zugänglich sein. Unter dem Einfluss des lebensweltlichen Konzeptes hat die staatlich abgesicherte und geförderte Kinder- und Jugendhilfe die Zugänglichkeit der Leistungen durch ambulante Beratungs- und Hilfeangebote wesentlich verbessert u.a. durch die ambulante Sozialpädagogische Familienhilfe, die LebensWelt überhaupt erst den Einstieg als Träger der Sozialen Arbeit ermöglicht hat und immer noch zum Kerngeschäft gehört.

„Die ‚Philosophie‘ einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit hat Konsequenzen ebenso für die Organisations- wie für die Handlungsmuster in der Sozialen Arbeit“. In dem mehrfach neu aufgelegten Handbuch „Praxishandbuch Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit“ haben Klaus Grunewald und Hans Thiersch *Struktur-und Handlungsmaximen* aufgelistet.: Alltagsnähe/Alltagskompetenz- Regionalisierung/ Sozialraumorientierung/Vernetzung Respekt vor dem „Eigensinn“ der Lebenswelt - Ressourcen-und Lösungsorientierung - Inklusion-Partizipation- Einmischung (Grunewald / Thiersch (2016 S.24-64)

Besonderen Relevanz und innovative historische Bedeutung hat das lebensweltlich orientierte Paradigma für die Entwicklung von Analyse- und Handlungskonzepten in der Kinder- und

Jugendhilfe durch die Leitlinien des 8. Kinder- und Jugendhilfeberichtes (1990) erhalten, die Eingang in die parallele Entwicklung des neuen Kinder- und Jugendhilfegesetzes (1991) gefunden haben (s.u. Auszug). Es trägt deutlich die Handschrift von Hansch Thiersch und der „Tübinger Schule“ (u.a. Thomas Rauschenbach und Lothar Böhnisch) Auszug aus dem Kinder- und Jugendhilfebericht von 2001)

Auszug aus: 11. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung (2001) Kap. A.I.1.2. Fachliche Leitlinien und Standards der Kinder- und Jugendhilfe, S. 63-65

Lebensweltorientierung bedeutet konsequente Hinwendung zu und Orientierung an den Lebenslagen und Lebensverhältnissen sowie den Deutungsmustern und Sichtweisen der Adressatinnen und Adressaten. Sie sind Ausgangs- und Angelpunkt der Angebote und Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe. Damit werden, entgegen einem expertenhaft-distanzierten Handeln, verstärkt die Ressourcen der Beteiligten einbezogen und ihre Eigenverantwortung und ihre Teilhabemöglichkeiten gestärkt. ...

Die Kinder- und Jugendhilfe setzt sich in ihren vielfältigen Leistungen und Aufgaben aus einem Nebeneinander und Ineinander von allgemeiner Förderung und sozialen bzw. individuellen Hilfen zusammen, mittels derer sie sowohl Lebenswelten *unterstützt*, d. h. vorhandene Lebensformen stabilisiert (z. B. in Form Sozialpädagogischer Familienhilfe), Lebenswelten in Form von zusätzlichen Angeboten *ergänzt* (z. B. Kindergarten), als auch – als weitest gehende Intervention – neue Lebenswelten und neue Lebensweltperspektive in dem Sinne schafft, als sie zeitlich befristet alternative Formen und Orte des Aufwachsens anbietet (z. B. Pflegefamilie, stationäre Erziehungshilfen). Dabei folgt sie dem Anspruch, dass die Angebote zum einen *alltagsnah* und – soweit wie möglich – *niedrigschwellig* organisiert werden. Damit sollen alle Kinder, Jugendlichen und deren Familien erreicht werden die diese Angebote in Anspruch nehmen möchten. Als eine Konsequenz daraus lassen sich in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts verstärkt Bemühungen beobachten, Konzepte und Arbeitsformen zu flexibilisieren, Spezialisierungen – soweit sinnvoll – aufzubrechen, **Hilfen „aus einer Hand“** anzubieten und diese Angebote in einigen Bereichen von einer „**Komm-Struktur**“ auf eine „**Geh-Struktur**“ umzustellen. Hierzu gehört auch der weitere Ausbau *kooperativer Arbeitsformen* sowie die *Vernetzung* der Angebote unterschiedlicher Träger und Leistungserbringer. ... Die Kinder- und Jugendhilfe folgt nach ihrem Selbstverständnis soweit wie möglich dem *Primat der allgemeinen Förderung und der Prävention vor dem Angebot reaktiver Hilfen*. Seit jeher folgt die Kinder- und Jugendhilfe in ihren methodischen Arrangements einer Kombination von *fall- und feldorientierten Hilfen*. In jüngerer Zeit wird dabei der *Sozialraumorientierung* wieder vermehrte Bedeutung beigemessen - auch wenn die damit verbundenen Konzepte zur Zeit noch umstritten sind, weil befürchtet wird, dass über den „Umweg“ Sozialraumorientierung die im KJHG verankerten individuellen Rechtsansprüche unterminiert werden könnten. In der Sache zielen sozialräumlich orientierte Konzepte sowohl auf eine verbesserte Integration professioneller Hilfen mit denen vor Ort.“

Lebensweltorientierung Sozialer Arbeit in der Migrationsgesellschaft

Nach der Einführung in die theoretischen Grundlagen und Handlungskonzepte lebensweltorientierter Sozialer Arbeit sollen im zweiten Teil des Artikels die davon abgeleiteten Struktur- und Handlungsmaximen auf den Kontext Sozialer Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft heruntergebrochen werden. Inwieweit ist das Paradigma lebensweltlicher Orientierung anschlussfähig an die Postulate einer migrationssensiblen, interkulturellen, rassismuskritischen und inklusiven gleichberechtigten Teilhabe an den Leistungen öffentlicher und freier Träger der Sozialen Arbeit? Der Veröffentlichungsrahmen dieser

Jubiläumsschrift erlaubt keine weit ausholende Darstellung der Diskurslandschaft zu dieser Fragestellung. Daher greife ich auf den meinen Fundus einschlägiger synoptischer Literaturauswertung, eigener qualitativer Praxisforschung, Fortbildungserfahrung und Beratertätigkeit (u.a. bei LebensWelt) kursorisch zurück. Der Schwerpunkt meiner Forschungs- und Veröffentlichungen lag bei der Fragestellung: Können Zugangsbarrieren von Menschen mit Migrationsgeschichte zu den sozialen Diensten identifiziert werden? Wie können solche Barrieren durch geeignete lebensweltorientierte Organisations- und Personalentwicklungsmaßnahmen besser überwunden werden? (Vgl. ausführlich Gaitanides 2018). Inwiefern eignen sich die Maximen des lebensweltorientierten Konzeptes für die Senkung der Zugangsbarrieren und Passung der Angebotsstrukturen? Zur Beantwortung dieser Fragestellung konzentriere ich mich auf diejenigen Maximen, die besonders wichtig für den Abbau von Zugangsbarrieren sind und weniger auf die Handlungskonzepte für den Verlauf des Beratungs- und Hilfeprozesses. Diese Thematik stand auch im Fokus der Analysen und der Forschungen des Verfassers, die schwerpunktmäßig im Bereich der Familien- und Erziehungshilfen der Kinder- und Jugendhilfe situiert waren.

Die Maximen *Alltagsnähe, Stärkung der Alterskompetenz, Respekt vor dem Eigensinn der Lebenswelt* haben eine vorrangige Bedeutung für die Akzeptanz und das Gelingen weiterführender sozialpädagogischer Schritte. Die Forschungen zur Inanspruchnahme von Beratungs- und Hilfsangeboten durch Personen mit Migrationsgeschichte im höherschwelligen Bereich der Kinder- und Jugendhilfe, beispielsweise der Erziehungsberatung, verweisen auf Unvereinbarkeiten mit der Lebenswirklichkeit vieler Familien u.a., durch deren Komm-Struktur und Wohnortferne. Hinzu kommt die labile zeitliche Strukturierung des Alltags, die insbesondere Mütter hindert angebotene Beratungstermine einzuhalten oder Abendtermine von Elternbildungskursen wahrzunehmen, weil die Familie oder der abendliche Besuch sie an das Haus bindet.

Die lebensweltliche Strategie und die von ihr inspirierte kommunale *Sozialraumortierung* haben viel zum Abbau von Barrieren beigetragen - durch Dezentralisierung und Regionalisierung der Standorte der Träger sozialer Dienste und Wohnortnähe stationärer Betreuungseinrichtungen (betreutes Wohnen). Ergänzend entstanden lebensortnahe offene Treffs insbesondere für junge Mütter mit einem offenen Bereich, Beratung und Begleitung selbst organisierter Gruppenarbeit. Sie haben eine familienentlastende Wirkung und nebenbei auch eine Lotsenfunktion für die Nutzung der Vielfalt der Einrichtungen des Stadtteils. Niedrig sind auch die Zugangsschwellen von zugewanderten Menschen zu wohnortnahen Familienzentren, die Kindertagesstätten mit Treffpunkt- und Elternbildungsangeboten verknüpfen und mit den Grundschulen vor Ort eng kooperieren. Anknüpfend an die Kommunikationsgelegenheiten alltagsnaher offener Treffs entstehen auch private Kontakte und Netzwerke gegenseitiger Unterstützung zum Beispiel bei der Kinderbetreuung. Diese Einrichtungen sind häufig in Stadtteilen mit hohem Migrant_innenanteil angesiedelt und werden intensiv von Menschen unterschiedlicher ethnischer Bezüge genutzt (vgl. Straßburger (2009, Gaitanides 2011).

Eine Fülle von Praxisberichten belegt die herausragende Bedeutung lebensweltorientierter niedrigschwelliger institutioneller Arrangements für die Inanspruchnahme von Angeboten zur Verbesserung der Alltags- und Erziehungskompetenz. An dieser Stelle müssen auch die Hausbesuchsprogramme der Familien- und Erziehungshilfe erwähnt werden. Letztere setzen bei Überforderungs- und Krisensituationen an der Stärkung der Alltagskompetenz an – auch um die als Voraussetzung für die Einlassung voraussetzungsvoller sozialpädagogischer Zumutungen und psychosoziale Reflexionsarbeit. Wie wichtig die Einschaltung der SPFH für die Strukturierung des Alltags ist, kann an einem scheinbar trivialen Beispiel gezeigt werden, das in einer fallorientierten Fortbildung eingebracht wurde:

Die Schule hatte sich an das Jugendamt gewendet, weil eine alleinerziehende Mutter mit Migrationsgeschichte auf Mahnbriefe der Lehrer nicht reagiert hatte. Die erste Aktion beim Besuch der Fachkraft bestand in der Suche nach den Schulunterlagen. Schließlich fanden sie sich unter einem Schrank. Also mussten erst einmal die Briefe und andere Unterlagen nach Kategorien gesammelt, sortiert und in einem Aktenordner geheftet werden. Auch die Kinder wurden beteiligt an diesem Strukturierungsprozess. Nach drei Wochen fand der nächste Besuch statt. Die Mutter zeigte der Sozialarbeiterin mit freudigem Stolz den Aktenordner, den sie tatsächlich sachgemäß weitergeführt hatte, – ein Fall von Hilfe zur Hilfe zur Selbsthilfe, die auch einen besseren und selbstständigeren Kontakt zur Schule bewirkte.

Eine Datenauswertung der Kinder- und Jugendhilfestatistik des Statistischen Bundesamtes 2008 – 2013 des Verfassers (Gaitanides 2018, S.263 ff), belegte, dass die Inanspruchnahme der Kinder- und Jugendhilfe durch Familien mit „Migrationshintergrund“ bei den niedrigschwelligen Leistungen zugenommen hatte¹. Bei den aufsuchenden Programmen der Sozialpädagogischen Familienhilfe, der intensiven Einzelfallhilfe und der soziale Gruppenarbeit hatte sich der Anteil der Leistungsnehmer mit Migrationshintergrund (gemessen an dem Bevölkerungsanteil der unter-25-Jährigen Kinder und Jugendlichen mit mindestens einem Elternteil ausländischer der Kinder und Jugendlichen) an der Gesamtheit der Leistungsnehmer bei der SPFH bis 2013 dem Bevölkerungsanteil angenähert. Bei der SPGA und der IEFH war er sogar überproportional gewachsen. Die Inanspruchnahmequote der Erziehungsberatung, die für die Bewältigung von Erziehungsproblemen eine wichtige präventive Bedeutung hat, ist zwar leicht gestiegen, blieb aber immer noch hinter dem Bevölkerungsanteil insgesamt zurück. Darunter waren nur 40 % Familien in denen zuhause vorrangig *nicht* Deutsch gesprochen wurde. Dieser Indikator verweist auf vergleichsweise höhere Zugangsbarrieren – wegen mangelhafter Deutschkenntnisse oder auf eine unterproportionale Beschäftigung akademisch qualifizierter Fachkräfte mit Herkunftssprachenkenntnissen. Hinzu kommt die häufig schwierige Erreichbarkeit zentral platzierter Beratungsbüros. Qualitative Forschungen verweisen auch auf Vorbehalte gegenüber dem geschlechtstherapeutischen langfristigen Setting. Erwartet werden eher kurzfristige alltagstaugliche Ergebnisse zur akuten Krisenbewältigung. Die Freiwilligkeit der Inanspruchnahme – ein wichtiges Kriterium lebensweltorientierten Vorgehens – ist auch nicht immer gegeben, wenn Kitas, Schulen oder Sicherheitsbehörden die Teilnahme an der Erziehungsberatung zur Auflage machen. Die Senkung der Zugangsschwellen bei den eher niedrigschwelligen Leistungen der Kinder- und Jugendarbeit erklärt sich auch aus der vergleichsweise höheren Beschäftigungsquote von Fachkräften mit Herkunftssprachenkenntnissen und/ oder biografischen Migrationserfahrungen. Die Wichtigkeit der Herkunftssprachenkompetenz ergibt sich allein aus der Tatsache, dass nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes in Familien der Nutzer_innen der SPFH zu 47 % überwiegend nicht Deutsch gesprochen wurde, bei der SPGA waren es 48 % und der IEFH sogar 85 %. Wenn in Zukunft die juristischen Barrieren zum Zugang von Leistungen für die neu zugezogene Flüchtlingspopulation fallen werden, werden diese Anteile noch steigen.

Hermeneutisches Verstehen lebensweltlicher Sinnkonstruktion und Bedeutung Muttersprachlicher Kenntnisse für interkulturelle Deutungs- und Interaktionskompetenz
Ermöglichung muttersprachlicher Kommunikation und Repräsentation von Fachkräften mit kulturellen Hintergrundkenntnissen und Migrationserfahrungen – und sei es durch die

¹Die von den Statistischen Ämtern ausgewerteten Erhebungsbögen der vom Jugendamt veranlassten Erziehungshilfen und Erziehungsberatungen in freier Trägerschaft definieren den Migrationshintergrund durch das komplexe Kriterium „ausländische Staatsangehörigkeit“ oder Deutsch aber „mindestens ein Elternteil im Ausland geboren“ und/oder „Familiensprache vorwiegen nicht Deutsch“.

Narrative der Familiengeschichte weitergegeben – erweisen sich in den meisten Bereichen der sozialen Diensten als Türöffner. Mitarbeiter_innen mit Migrationsgeschichte verfügen meist über einen zugeschriebenen Vertrauensvorschuss bei der Klientel und können diesen auch auf die Kolleg_innen bzw. die Institution übertragen. Von ihnen wird angenommen, dass sie sie aus Gruppenloyalität bei Institutionen mit parteilichem Engagement glaubwürdig vertreten. Appelle der „eigenen Leute“ – auch konfrontative – werden eher angenommen und sie bieten sich als Rollenmodelle an, als Zugewanderte, die den Spagat zwischen der Herkunftskultur und den Anforderungen der Einwanderungsgesellschaft gemeistert haben. Neben den muttersprachlichen Kenntnissen, die auch eine große Bedeutung für die Mitteilung von Emotionen und dem Gelingen averbaler und paraverbaler Kommunikation haben, sind sie durch ihre Biographie mit der Lebenswelt der Zuwanderer relativ vertrauter. Erleichterte Zugänge und kulturelle Vertrautheit bedeuten allerdings nicht, dass sie automatisch zu besseren Arbeitsergebnissen führen. Neben den vorausgesetzten professionellen Kompetenzen müssen auch die migrantischen Mitarbeiter_innen genauso wie alle Mitarbeiter_innen ihre interkulturelle Kompetenz systematisch weiterentwickeln. Das „Inter“ bezieht sich dabei u.a. auf die Fähigkeit zur Selbstwahrnehmung und -reflexion eigener (sozio)kultureller Befangenheiten und zum (sozio)kulturellen Perspektivenwechsel. „Reflexive“ interkulturelle Kompetenz impliziert darüber hinaus die kritische Auseinandersetzung mit generalisierenden (sozio)kulturellen Fremd- und Selbstbildkonstruktionen (Vorurteilsbewusstheit) sowie die Fähigkeit zur Ausbalancierung widersprüchlicher Erwartungen von unterschiedlichen Bezugsgruppen bei Bewahrung der eigenen Ich-Identität und Handlungsautonomie (Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, Konfliktfähigkeit, Dialogfähigkeit). So ist beispielsweise Rollendistanz geboten, wenn die Klienten entgegenkommende Loyalität oder gar eine Sonderbehandlung als Landsleute erwarten oder wenn sie Nähe durch quasifamiliäre Umgangsformen herzustellen versuchen. Die professionelle Rollenklärung und Erläuterung institutioneller Zusammenhänge wird allerdings auch erleichtert durch die kulturell eingeübten Kommunikationsregeln und das muttersprachliche Repertoire. Die sprachliche und kulturelle Übersetzungskompetenz kommt auch bei der Begleitung der Betreuten zu Behörden zum Einsatz. Nicht selten ergeben sich Spannungen und Blockaden in der Behördenkommunikation aus beiderseitigen Ressentiments, Missverständnissen und unterschiedlichen Normalitätsdefinitionen, die von einer einvernehmlichen Klärung und Lösung der Sachebene wegführen.

Um beim Nähe-Distanz Thema zu bleiben. Nicht nur Menschen mit Migrationsgeschichte erwarten Aufmerksamkeit, Freundlichkeit und Zügigkeit von Behörden und deuten den professionellen Distanzhabitus von Sachbearbeiter_innen sowie das Insistieren auf strikter Einhaltung von Vorschriften als Machtgeste. Migrantische Antragsteller neigen – nicht immer unbegründet auf Grund negativer Erfahrungen – zur Deutung dieses Habitus als besondere Diskriminierung von „Ausländern“ und bauen Druck durch einen fordernden und moralisierenden Kommunikationsstil auf; worauf Sachbearbeiter_innen eher mit restriktiver Bearbeitung des Falles reagieren. Beide Seiten finden sich in ihren generalisierenden Zuschreibungen bestätigt (Seifert 2000, S.21-34). Die begleitende Fachkraft kann diesen kontraproduktiven Kommunikationszirkel durch sachorientierte interkulturelle Übersetzungsarbeit leichter unterbrechen. Nach den Ergebnissen einer Evaluationsstudie, die bei der Sozialpädagogischen Familienhilfe von LebensWelt durchgeführt wurde, nennen die Nutzer_innen die institutionelle Brückenfunktion muttersprachlicher Fachkräfte neben der Ermöglichung von muttersprachlicher Kommunikation im Beratungsalltag als das große Plus von LebensWelt. „Die ‚Zweiheimischkeit‘ der Fachkraft ermöglicht die Familie sicher durch die Bürokratie in Deutschland führen und damit auch die Interessen der Familie gut zu unterstützen“ (Thimm,in: LebensWelt 2012 S. 113).

In einer differenzierte Fallbeschreibung beschreibt eine türkisstämmige Familienhelferin diese Brückenfunktion an einem Beispiel wie es ihr sukzessive gelungen ist, ihrer uninformierten, schüchternen und mehrfach belasteten alleinerziehenden türkischstämmigen Mutter mit zwei Kindern die Angst vor dem Jugendamt („nimmt uns die Kinderweg!“) zu nehmen und die Zuständigkeiten von Jugendamt und freien Trägern sowie die Freiwilligkeit transparent zu machen. Durch triadisches Übersetzen konnte die Mutter Vertrauen zu der Fachkraft des Jugendamtes soweit aufzubauen, dass sie eigenständig die Beratungstermine des Jugendamtes ohne Begleitung der Familienhelferin wahrnehmen konnte (Sahibe Yolci 2009, S. 45f, 2020, S.432-45). Bei geringen Kenntnissen des Deutschen und ohne die Ermöglichung des Rückgriffes auf die Muttersprache im Mitarbeiterteam oder durch fachkundige triadische Übersetzung im institutionellen Kooperationskontext kann auch die Maxime der Partizipation durch dialogische Aushandlung der Problemdefinition in der Beratung und des Entwicklung eines Hilfeplans nicht erfüllt werden, was dann zu Misserfolg und vorzeitigen Abbrechen der Hilfe führen kann.

Und hier kommen weitere Maximen lebensweltorientierter Sozialarbeit ins Spiel: der Respekt vor dem Eigensinn der Lebenswelt, ein dialogisches Kommunikationssetting auf Augenhöhe und die Fokussierung auf nicht genutzte oder verborgene Ressourcen statt Defizitorientierung bei der Problemlösung.

Die Fachkräfte kommen nicht voran, wenn sie sich vorrangig an vorgegebenen standardisierten Diagnoseverfahren und davon abgeleiteten standardisierten Hilfeplanvorgaben halten aber die eigensinnigen Problemdefinitionen der Nutzer_innen und die in ihrer Lebenswelt eingeübten Problembewältigungsmuster zu wenig aus Unkenntnis berücksichtigen oder nicht an ihnen anknüpfen. Um dem neben der Expertise durch Muttersprachler abzuhelfen ist es wichtig sich Informationen aus erster Hand bei den Nutzer_innen einzuholen als sich auf die mediale Klischeebilder, Einzelerfahrungen oder sich auf quantitative sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu stützen, die wiederum den Einzelfall ignorieren. „Angesagt ist eine offene Suchbewegung der Professionellen ein „wünschelrutengängerschaftes Talent“, die Offenheit für Unvorhergesehenes Unwägbares, hermeneutische Alltagskompetenz, das „Talent Anfänge zu sehen und zu strukturieren“ (Thiersch 2002). Dabei ist zu beachten, dass Antworten auf explorative Fragen an die „Experten ihrer Selbst“ nicht durch unreflektierte kollektive Deutungs- und Bewertungsmuster gefiltert werden. „Gehört ist noch nicht verstanden“. Die Selbstdarstellung der Nutzer_innen kann mit dem eigenen Verständnis der Fachkräfte von „normaler“ Familie, von Geschlechts- und Altersrollenvorstellungen kollidieren. Wobei die Gefahr besteht die Erzählungen selektiv zu verarbeiten und sie vorschnell auf dem Hintergrund eigener hegemoniale Normalitätsdefinitionen zu bewerten. Ein Vorgang, der die Suche nach lebensweltlichen Ressourcen erschwert und eher zu defizitären und weniger lösungsorientierten Diagnosen führt. Generalisierende ethnisierende und defizitär bewertete Zuschreibungen verhindern die Herstellung eines vertrauensvollen Arbeitsbündnisses und können schon in der Explorationsphase zum Abbruch führen.

Dies möchte ich an einem Beispiel verdeutlichen, das mir eine Familienhelferin berichtet hat. Anlässlich des Hausbesuches einer Fachkraft des Jugendamtes bei einer allein erziehenden Mutter mit vier Kindern, stellt diese fest, dass die älteste, unverheiratete Tochter noch mit achtundzwanzig Jahren bei ihrer Familie wohnt und interpretiert dies als unhaltbaren Zustand. Das sei doch nicht normal, so werde sie nie selbstständig und unabhängig von der Mutter. Sie könne bei der Suche nach einer Wohnung behilflich sein. Da diese Situation von der Familie nicht als Problem gesehen wurde, entsteht der Eindruck, die Fachkraft wolle die Familie auseinander reißen. Wegen dieser Intervention bricht die Familie den Kontakt zum Jugendamt vorläufig ab. In diesem Fall werden gleich mehrere Fundamentalfehler aus dem Blickwinkel lebensweltorientierter Sozialer Arbeit gemacht. Die Fachkraft wird als übergriffig empfunden

weil sie nicht zuerst nach den vorrangigen Problemen fragt, Das waren in diesem Fall , wie die später eingesetzte Familienhelferin berichtet, typische Überlastungsprobleme einer alleinerziehenden Mutter mit vier Kindern, geringem Einkommen und schlechten Wohnverhältnissen. Statt die prekäre Alltagssituation erst einmal in den Vordergrund zu rücken bringt die Fachkraft des Jugendamtes ungefragt ein Problem ein, das nicht nur aus der Perspektive der Herkunftskultur eines sein muss. Auch widerspricht die Unselbständigkeitsprognose Befunden der Forschung von Biografien bildungs- und ausbildungserfolgreicher junger Frauen mit Migrationsgeschichte unter denen nicht wenige erst spät, erst nach erfolgreicher Ausbildung aus dem Elternhaus, ausgezogen waren (Gültekin 2003). Auch diese waren oft erfolgreicher in Schule und Berufsausbildung als männliche Geschwister nicht zuletzt deshalb, weil sie gelernt hatten Verantwortung in der Familie zu übernehmen und ihren Alltag zu strukturieren. Gleichwohl lassen diese Ergebnisse keinen generalisierenden Umkehrschluss zu.

Das Ergebnis dieser Forschungen gemahnt daran, mit Prognosen differenzierend umzugehen und nicht mit *ethnisierenden Vorannahmen* die Suche nach Ressourcen zu *behindern*, auch wenn den Fachkräften das oft nicht bewusst ist. Davor sind auch Fachkräfte mit Migrationsgeschichte nicht immer gefeit, wenn sie sich stark abwertend von ihren (sozio)kulturellen Wurzeln distanzieren und sich an die dominanten Einstellungen der Mehrheitsgesellschaft demonstrativ anpassen um das abwertende Stigma des Andersseins abzuschütteln. Ein Prozess, der nicht selten bei einem Wechsel der Bezugsgruppe und beim beruflichen Aufstieg in eine höhere Stausebene zu beobachten ist (vgl. Goffman: Stigma Frankfurt am Main 1967). Ein solches Identitätsmanagement verweist auf die ungestillte Suche nach Anerkennung und Zugehörigkeit und auf gruppenbezogene Ungleichheitsverhältnisse in der beruflichen Positionierungspraxis und nicht inkludierende Teamstrukturen.

Gleiche Wertschätzung und professionelle Gleichbehandlung der Mitarbeiter_innen wie der Adressat_innen gehören zum normativen Maximen lebensweltlicher Sozialer Arbeit – nicht nur auf der Makroebene der Gesellschaft sondern auch auf der internen Meso- und Mikro-Ebene der institutionellen Lebenswelt. In jüngeren Veröffentlichungen distanzieren sich Grunwald/Thiersch von einer Bedeutungsverschiebung der zunächst verwendeten Maxime „Integration“. Der Begriff laufe Gefahr mit dem Assimilationsbegriff in eins gesetzt zu werden. Daher haben die Autoren sich einem Inklusionsbegriff angenähert, in dem der Respekt für den Eigensinn der Lebenswelt aufgehoben bleibt.

„Die Maxime der *Integration* ist in der neueren Diskussion weitergeführt und aufgehoben in der der *Inklusion*. Sie ist der Grundansatz einer auf Menschenrechte und den Bürgerstatus bezogenen Sozialen Arbeit. Gegenüber einem in der Maxime der Integration teilweise noch unterstellten hierarchischen Verhältnis, dass darauf insistiert, dass Menschen mit Besonderheiten sich den Lebenserwartungen der Mehrheit anzupassen haben, betont Inklusion die prinzipielle Gleichheit aller miteinander lebenden Menschen in der Anerkennung einer grundlegenden Gleichwertigkeit. Im Kontext der Lebensweltorientierung besonders akzentuiert wird die *Gleichheit in den alltäglichen Bewältigungsaufgaben und ihren sozialen Rahmenbedingungen*, die gegen eine Unterscheidung nach Kompetenzen und Beeinträchtigungen, nach ethnischen oder religiös-kulturellen Differenzen stark gemacht werden muss.“ (Grunwald/Thiersch 2016: 45)

Literatur:

Berger, Peter L./ **Luckmann**, Thomas (1972): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 3. Aufl., Frankfurt a. M.

Bundesregierung (2001):11. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung, Kap. A.I.1.2 Fachliche Leitlinien und Standards der Kinder- und Jugendhilfe, S. 63-65

DBSH Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. Tariffähige Gewerkschaft

Mitglied der IFSW (International Federation of Social Workers)

<https://www.dbsh.de/fileadmin/downloads/DBSH-Berufsethik-2015-02-08.pdf>

Gaitanides, Stefan (2011): Zugänge der Familienarbeit zu Migrantenfamilien, in: Fischer, Veronika/ Springer, Monika (Hg.): Handbuch Migration und Familie. Schwalbach/Ts., S. 223-233

Gaitanides, Stefan (2018): Soziale Arbeit in der Einwanderungsgesellschaft – ihr (möglicher) Beitrag zu Integration und Partizipation, in Gesemann, Frank/ Roth, Roland: Handbuch Integrationspolitik (überarb. Auflage 2. Aufl.), S. 261-292

Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität Frankfurt am Main

Grunwald Klaus/ Thiersch, Hans (2016): Lebensweltorientierung. In: Dieselben (Hg.): Praxishandbuch Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim und Basel. S. 24-64

Seifert, Michael Kommunikation und Kommunikationsprobleme zwischen Migranten und Behörden (2000). In: Landeszentrum für Zuwanderung NRW: Werkstatt Weiterbildung: Interkulturelle Öffnung sozialer Dienste, S.21-34)

Gültekin, Neval (2003); Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei. Leverkusen

Kosik, Karel (1986): Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt

LebensWelt (2012): Perspektive Vielfalt. Eine Evaluation der interkulturellen Familienhilfe des freien Trägers Lebenswelt. Berlin

Oevermann, Ulrich (2000). Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In Kraimer, K. (Hrsg.) Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.

Schütz, Alfred (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bd. Kap.VI Entkoppelung von System und Lebenswelt S.229-294, Frankfurt am Main

Staub-Bernasconi, Sylvia (2007): Soziale Arbeit Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession. In: Lob-Hüdepohl, Andreas/ Lesch, Walter (Hg.): Ethik Sozialer Arbeit. Stuttgart, S. 20-54.

Straßburger, Gaby (2009): Sozialräumliche Zugänge zu Migranten – erfolgreiche Beispiele aus NeuKöln. in LebensWelt (2009: Jugendhilfe im interkulturellen Kontext, S.26-42

Thiersch, Hans (2002): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim/München

Yolci, Sahibe (2009): Möglichkeiten der Netzwerkarbeit in der interkulturellen Jugendhilfe. In: LebensWelt-Berlin(Hg.) Erfahrungsberichte und Praxisbeispiele interkultureller Jugendhilfe. Berlin, S. 33-69

Yolci, Sahibe (2019): Möglichkeiten der Netzwerkarbeit in der interkulturellen Jugendhilfe :In: Lebens-Welt Berlin: Interkulturelle Jugendhilfe, Jubiläumsausgabe 1999-2019 S.432-45

Der Artikel ist in der Jubiläumsschrift des Kinder- und Jugendhilfe Trägers LebensWeltGmbH Berlin „Zwanzig Jahre 1999-2019“ (2019), S. 106-115 erschienen und wurde dem Autor mit freundlicher Genehmigung zur Präsentation in seiner Webseite zur Verfügung gestellt.

Prof. i.R. Dr. Stefan Gaitanides, s.gaitanides@online.de, Home: <https://www.frankfurt-university.de/de/hochschule/fachbereich-4-soziale-arbeit-gesundheit/kontakt/professorinnen/stefan-gaitanides-ir/>